

An:  
Magistrat von Ort  
"Bergkirche"  
19/86

Die Entstehung des Bergkirchenviertels fällt in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, in jene Zeit, die für die Stadt als Ganzes die Voraussetzungen ungeahnter Veränderungen und Entwicklungen schuf.

Das Heranwachsen eines eigenen, charakteristischen Stadtteiles der Handwerker und "einfachen Leute" war dabei lediglich der anspruchslose Widerschein dessen, was sich an städtebaulichen Ideen und gesellschaftlichen Wandlungen, an politisch Gewolltem und ästhetischer Wirkung im Weichbild des beschaulichen Landstädtchens Wiesbaden überhaupt vollzog.

Bereits mit dem Ausbau der Neugasse, der Saal- und Webergasse unter Fürst August Samuel (1677-1721) war in Wiesbaden ein zwar bescheidener, aber spürbarer Anschluß an städtebauliche Ordnungsprinzipien des Barock deutlich geworden. Seitdem hatte sich Wiesbaden räumlich kaum verändert und noch um 1800 lag der Grundriß vollständig innerhalb des Befestigungsringes der spätmittelalterlichen Stadt.

Durch die Beschlüsse der Reichsdeputation im Jahre 1803 waren die nassau-singischen Besitzungen erheblich erweitert worden und das (vergrößerte) Fürstentum vor große Aufgaben gestellt.

Auch für Wiesbaden war dieser Zuwachs des Herrschaftsbereiches von großer politischer und wirtschaftlicher Bedeutung. Behörden und Ämter ließen sich hier nieder und die Verschönerung der Stadt durch neue Bauten, Straßen und Plätze war eine Notwendigkeit landesherrlicher Repräsentation.

1804 wurde Carl Florian (F.) Goetz, Mitglied der Polizeideputation und Direktor für das hiesige Bauwesen, beauftragt, zur Vergrößerung der Stadt einen Generalplan vorzulegen, dessen Verwirklichung schon bald in den Erweiterungen der südöstlichen Flanke sichtbar wurde.

Mit den baulichen Veränderungen am Mainzer Tor und der Anlage der Friedrichstraße überschritt die Stadt damit erstmals das Weichbild des 18. Jahrhunderts.

Da nach einhelliger Auffassung die Anlage neuer Gebäude stets einer planvollen Vergrößerung und Verschönerung der Stadt zu dienen hatte, umfaßte der Vorschlag über die künftige Gestaltung ebenso den Bereich von Kurhaus, Kurviertel und Allee, welcher allerdings erst Dank der künstlerischen Kraft von Christian Zais (1770-1820) zum Herzstück der weiteren städtebaulichen Entwicklungen wurde.

Christian Zais war 1805 als zweites kunstverständiges Mitglied in die Baukommission berufen worden, hatte 1808-1810 das neue Kurhaus errichtet und durch umfangreiche Planungen und weitere Bauten den Rahmen der zukünftigen Gestaltung der Stadt bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts vorgezeichnet.

Zur Ermunterung der Bautätigkeit war die Ansiedlung Einheimischer und Fremder von einer großzügigen Bereitstellung von Bauland, Baumaterial und Steuerfreiheiten begleitet, die als "Baugnaden" bereits im 18. Jahrhundert ein gängiges Mittel landesherrlicher Siedlungspolitik gewesen waren.

Das friderizianische Preußen hatte sie gekannt und zahlreichen mittel- und süddeutschen Städten wurde damit der Übergang in neue ästhetische und gesellschaftliche Verhältnisse erleichtert.

Die Baugnaden waren allerdings an ein strenges künstlerisches Reglement gebunden, welches die Gestaltung der Häuser in Höhe, Länge und Anzahl der Fenster weitgehend bestimmte, da der harmonische Gleichklang klassizistischer Straßenräume, wie er in spärlichen Resten am Luisenplatz und in der Luisenstraße erlebbar ist, anders als durch das bedingungslose Diktat der Ästhetik nicht zu erzielen war.

Im Jahre 1808, als sich die untere Friedrichstraße bereits mit ansehnlichen Bauten im lebendigen Wechsel der Torfahrten und zweigeschossigen fünfachsigen Fassaden füllte, stellten einige weniger bemittelte Einwohner der Stadt Antrag zur Errichtung einstöckiger Häuser. Die herzogliche Regierung wollte zwar diesem Ansinnen nicht widersprechen, jedoch die ästhetischen Grundsätze, die für die "Neustadt" bestanden, aufrechterhalten.

Den Bewerbern wurden deshalb hinter dem Hospital und außerhalb der Stadt entsprechende Bauplätze zugewiesen, "ohne den äußeren Anstand zu beleidigen", wie Baudirektor Goetz in seinem Gutachten bemerkte.

"Diese kleinen Gebäude, so erläuterte er, müssen nur einige Regelmäßigkeit und ländliche Ansicht erhalten, so erscheinen sie wie Gartenhäuser und gewähren den um die Stadt Wandelnden einen angenehmen Anblick".

Die Regierung war mit dem Plan zwar einverstanden, jedoch der Stadtrat, der sich nach Ansicht der Polizeideputation zum Grundsatz gemacht hatte, alle höheren Verfügungen zu hintertreiben, hatte Bedenken wegen der Sicherheit von Wald und Flur.

Seit 1809 wurde der Straßenzug, zunächst am Südrand, mit einfachen Häusern bebaut und als Hospitalstraße bezeichnet. Schon 1811 wurde der Name in Nerostraße geändert, weil man der Ansicht war, daß der Neresberg (Neroberg) ein Kastell aus römischer Zeit getragen haben müsse. Die römischen Reste der Heidenmauer, die ergiebigen Grabungsfunde von Thermenanlagen und Kultstätten im Bereich von Kranzplatz und Schützenhof, und schließlich das Kastell auf dem Heidenberg hatten gerade in Zeiten erneuerter Antikenverehrung die Phantasie der Einheimischen immer wieder beflügelt.

Die Ausweisung weiterer Bauplätze längs der Nerostraße i. J. 1811 sah bereits eine 2-geschoss. Bebauung vor, die sich teilweise noch erhalten hat. Wegen des sumpfigen Geländes, welches durch den zu Tal fließenden Neresbach verursacht war, wurde allerdings von der Regierung zunächst die Besiedlung der Anhöhe und damit eine regelrecht quartiermäßige Bebauung des abschüssigen Terrains empfohlen.

Zugleich wurde die Bebauung der Nordseite der Nerostraße bis zur heutigen Jawlenskystraße freigegeben. Andererseits sah sich die Regierung allerdings veranlaßt, das schlechte Bauwesen überhaupt zu bemängeln.

Ungeachtet der schwierigen topographischen Verhältnisse war mit dem rechtwinkligen Straßensystem auch im Bergkirchenviertel das Gedankengut klassizistischer Ordnung und Regelmäßigkeit im Städtebau

zur Anwendung gekommen, welches für die Stadterweiterungen in Wiesbaden und anderorts bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts verbindliche Norm gewesen war.

Im Mai 1817 hatte Christian Zais durch Regierungsdekret den Auftrag zur Neubebauung der nördlichen Bereiche der Stadt erhalten, den Anschluß des neuen Viertels am Heidenberg zu schaffen und die Eröffnung der Webergasse als Verbindung zum historischen Stadtkern vorzubereiten.

Zu Beginn des Jahres 1818 legte er einen weit umfassenderen Generalbauplan für das gesamte Stadtgebiet vor, der sich leider nur in seinem schriftlichen Teil erhalten hat, jedoch neben grundsätzlichen und weitreichenden Aussagen über das künftige Aussehen der gesamten Stadt auch dem Bergkirchenviertel einen schlüssigen städtebaulichen Rahmen gab.

Die hauptsächlichen Leitlinien dieses Planes konkretisierten sich in dem sog. "Historischen Fünfeck", welches sich, von der bereits vorhandenen Flucht der Wilhelmstraße ausgehend, über die projektierten Straßenzüge der Luisenstraße und der Schwalbacher Straße erstreckte und von dort im stumpfen Winkel und steil abfallend, zur verlängerten Nerostraße stieß.

Für das neue Viertel im Norden, unser Bergkirchengebiet, war die Bezeichnung "Römerberg" vorgesehen und bei der Einteilung der Bauflächen und bei der Gestaltung der Hausformen wurde vordringlich auf die gewerbetreibende Bevölkerung Rücksicht genommen. Der aufmerksame Betrachter wird nur noch Weniges von diesen ältesten, stadthistorisch interessanten Bauresten entdecken.

Die Webergasse erhielt am Übergang zum Römerberg eine Brechung um nicht allzu hängiges Gelände zu berühren und einen geometrisch faßbaren, dem Zeitideal entsprechenden Anschluß an die Röderstraße zu erhalten. Schließlich hätte, so meinte Zais, die gerade Flucht der Webergasse im Zusammenhang mit dem Stadtganzen keine "wünschenswerte Perspektive" abgegeben. Diese Charakterisierung war bereits bei Goetz angeklungen. Solche Bemerkungen zeigten immerhin, wie sehr auch der freidenkende und mutige Bauinspektor Christian Zais dem Denken seiner Zeit verhaftet war, hatte er doch ähnliche gesellschaftsbezogene ästhetische Rücksichten bei der Begründung des östlichen Villenviertels verwendet. Die Trennung von geschlossener Bebauung und durchgrünem Landschaftsraum, von Stadt und Villeggiatur, von Kunst und Natur im weitesten Sinne war damit letztlich nicht nur ein ästhetischer, sondern viel eher ein hierarchischer Topos.

Das Terrain zwischen Nerostraße, Röderstraße, Steingasse, sowie dem Straßenzug an der alten Stadtmauer, dem heutigen Hirschgraben, sowie der Schachtstraße war noch zu Zais' Lebzeiten abgesteckt, die jeweiligen Straßengefälle waren bestimmt und für ca. 60 Häuser vorgesehen.

Noch im gleichen Jahre 1818 hatte Christian Zais seine Idee eines die Stadt umgebenden Alleenkranzes, der ja bis dahin im Bereich der Nerostraße noch nicht geschlossen war, zu Papier gebracht.

Die geschlossene Bebauung wurde im Süden und über die Luisenstraße hinaus durch den repräsentativen Alleenzug der späteren Rheinstraße

erweitert, der Übergang von Schwalbacher- und Röderstraße durch ein Rondell geschmückt und das Baugebiet der Bergkirche durch die heutige Taunusstraße am linken Ufer des Neresbaches bis zur Wilhelmstraße geschlossen.

Die Realisierung dieses großen städtebaulichen Konzeptes ging allerdings nur schleppend voran. Die Kosten für Grundstückskäufe, Entschädigungsleistungen, Anlage und Begrünung der Straßen und Plätze belief sich auf 101756 Gulden.

Die Landstände, die seit 1818 erstmals über den Landeshaushalt zu befinden hatten, streubten sich unter Hinweis auf die ungerechtfertigte Bevorzugung Wiesbadens gegenüber den anderen Teilen des Landes gegen die Genehmigung der Summe, ja sie stritten der Stadt sogar den Rang als Residenz des Herzogtums ab. Mit der Ablehnung dieser Gelder für die Erweiterung der Stadt entfielen die bisherigen Baugnaden, die auch dem Bau der neuen Straßen im Bergkirchenviertel zum Fortgang verholfen hatten. Lediglich die Steuerfreiheit blieb den "Baulustigen" erhalten.

Die Bebauung des Bergkirchenviertels ging dessen ungeachtet weiter voran. Christian Zais hatte noch eigenhändig die Herstellung der Taunusstraße überwacht.

Zur Freilegung mußte zunächst allerdings der zum Ausbau der evangelischen Kirche angesammelte Fonds beansprucht werden.

Am 16. Mai 1818 schätzte das Feldgericht die dortigen Liegenschaften ab und bereits zwei Tage später waren 16 Bauplätze an der Hangseite vergeben. Zwar hatte auch Christian Zais in seinen Anmerkungen zum Generalbauplan aus ästhetischen Rücksichten der Bebauung des Hanges den Vorzug gegenüber dem Heidenberg gegeben.

Dennoch waren, durch das sumpfige Gelände des Neresbaches bedingt, bei der Bebauung des Hanges erhebliche Schwierigkeiten aufgetreten.

Die Klagen der Anwohner häuften sich, daß ihre "so weit von der Stadt" entfernte Straße so "weich und zäh-kothig" sei, daß sie kaum von Pferden geschweige denn von Menschen passiert werden könne und daß die Kinder gar den Schulbesuch einstellen müßten, denn zu ihnen hinaus verirre sich niemand .....

Auf dem Römerberg waren 1829 bereits alle Bauplätze vergeben, an der Stadtseite der Röderstraße wurde seit 1821 emsig gebaut und 1825 war sie in einer Breite von 60 Fuß der Benutzung eröffnet.

Im Jahre 1833 wurde eine neue Baulinie vom Kirchhofsgäßchen zur Röderstraße eröffnet. Als man dort die Reste des römischen Kastells fand, schlug der Stadtvorstand vor, diese Straße (die heutige Adlerstraße) als Heidenberg zu bezeichnen, was jedoch bei der zuständigen Behörde auf Widerstand stieß, da der Name zu sehr an die "Finsternis der unchristlichen Vorzeit" erinnere.

Der immer unerträglichere Mangel an Wohngelassen und preiswerten Baustellen für die unbemittelten Bewohner der Stadt veranlaßte die Re-

gierung 1838, zwischen Steingasse und Nerostraße eine weitere Baulinie, die heutige Lehrstraße zu eröffnen. Bis 1840 folgte dann die Schachtstraße als Verbindung von Heiden- und Römerberg.

Die weitere bauliche Entwicklung des Viertels schritt relativ unbehelligt von den Schwankungen im Baugeschehen der übrigen Stadt voran. Waren bis dahin die klassizistischen Modellbauten, wie sie von Christian Zais und Carl Florian Goetz für die einzelnen Stadtbe- reiche in unterschiedlichen Formen und architektonischen Gestal- tungen entwickelt worden waren, auch für das Straßenbild im Berg- kirchenviertel prägend gewesen, so wandelte sich ganz allmählich mit dem Kunstideal auch das städtische Erscheinungsbild.

Biedermeierliche und "romantische" Verfremdungen klassizistischer Formenstrenge hielten allmählich an den Fassaden Einkehr. Von den zierlichen Gothizismen und maurischen Teppichfriesen in Gurten und Gesimsen hat sich jedoch durch die Abriß- und Umbautätigkeit der folgenden Jahrzehnte fast nichts mehr erhalten.

Auch gesellschaftlich vollzog sich ein vorsichtiger, aber spürbarer Wandel.

Zu Zeiten der Einrichtung von Nerostraße, Steingasse und Römerberg waren es vorwiegend noch Handwerker gewesen, die den Ausbau der Kur- stadt besorgten und dafür in den einfachen Häusern eine Unterkunft fanden.

Mit dem stetig fortschreitenden Ausbau des Bades zu einem bedeutenden Mittelpunkt europäischen Kurlebens entwickelte sich der Bezirk Dank seiner günstigen Lage zu den Quellen und renomierten Badhäusern am Kranzplatz zu einem Wohngebiet, welches Handwerkern, Händlern und dem zahlreichen Dienstpersonal gleichermaßen eine Bleibe bot. Ebenso wie in der zusehends eleganteren Sphäre der gehobenen Stadtteile fanden auch im Bergkirchenviertel die gesellschaftlichen Wandlungen der "grande monde" ihren baulichen, soziologischen und formal-ästhe- tischen Ausdruck.

Ferdinand Hey'l, der spätere Wiesbadener Kurdirektor, charakterisier- te 1858 die einzelnen Wiesbadener Stadtteile mit folgenden Worten:

"Die vornehmsten Straßen sind die Rhein- und Wilhelmstraße. Die Luisen-, Schwalbacher- und Friedrichstraße beherbergen große und kleine Rentiers ohne auffallende Pracht, aber dauerhaft gekleidet und komfortabel eingerichtet. In der Taunusstraße hält sich die bessere Bürgerklasse auf. Die Langgasse ist die große Pulsader des Gesamtverkehrs. In ihr und der Webergasse befindet sich der Sitz und Stapelplatz aller bedeutenden Geschäfte und Kaufläden. Sie bilden eine Scheidewand zwischen der ersten und niederen Klasse und als Hauptquartier der Mittelklasse quasi das Mittel, daß die letzten Klassen nicht zur ersten kommen. Die Nerostraße stellt einen gewissermaßen natürlichen Gewerbeverein dar."

Um die Jahrhundertmitte war die Röderstraße stadtseitig geschlossen und das Bergkirchenviertel innerhalb seiner Grenzen durch Altstadt, Taunusstraße, Röder- und Schwalbacher Straße weitgehend besiedelt, so daß eine Erweiterung jenseits der nordwestlichen Flanke des Historischen Fünfecks erforderlich war.

Diese Ausdehnung konnte sich wegen der topographischen Verhältnisse eigentlich nur jenseits der Röderstraße in Richtung auf die Anhöhe weiterentwickeln. Dort hatte in früheren Zeiten das Dörfchen Rödern bestanden, von dem die Gemarkungsbezeichnung "Im Rödern" noch Kunde gab.

1860 ließ der Gemeinderat das Terrain jenseits der Röderstraße geometrisch aufnehmen und stimmte dem Plan des für den Bezirk Wiesbaden zuständigen herzoglichen Kreisbaumeister Philipp Hoffmann zu. Den Anfang der Bebauung macht die Stiftstraße, wo zunächst eine Landhausbebauung vorgesehen war.

Zimmermeister Müller errichtete hier 1861 die ersten Häuser. Die Bebauung der Feldstraße und die Ausweitung des Baugebietes bis zur Kellerstraße schlossen sich an.

Mittlerweile hatten sich auch im Bergkirchenviertel die Ansprüche an Ausnutzung und Erscheinungsbild gegenüber den Anfängen gewandelt. Die Bauten wurden anspruchsvoller und zunehmend sorgten die eleganten und gleichwohl maßvollen Formen des Spätklassizismus für die notwendige künstlerische Repräsentation.

Im Zusammenhang mit den ersten Überlegungen zum Bau einer Kirche im Bergkirchenviertel wurde 1843 der Plan zu einer neuen Elementarschule in der Lehrstraße verwirklicht, die in ihrem Erscheinungsbild die Abkehr von der bis dahin gültigen klassizistischen Vorstellungswelt deutlich macht.

Das Gebäude wurde um 1900 durch Stadtbaurat Felix Genzmer weitgehend verändert.

Nach dem Brand der Mauritiuskirche 1850 entschloß sich die protestantische Kirchengemeinde zum Bau zweier neuer Kirchengebäude, einmal der Marktkirche, die dann nach 10-jähriger Bauzeit 1863 vollendet wurde und einer weiteren Kirche "am Berg", für die schon lange zuvor ein Bauplatz zwischen Stein- und Nerostraße ausersehen worden war.

Nachdem die Mittel des Kirchenfonds durch den fast zehnjährigen Bau der Marktkirche seit 1852 nahezu erschöpft waren, wurde das Projekt einer weiteren Kirche "am Berg" erst in den siebziger Jahren entschieden.

1875 wurde unter den Spitzenarchitekten Deutschlands ein Wettbewerb ausgeschrieben, den der renommierte Berliner Architekt Johannes Otzen gewann. Schon durch seine früheren Arbeiten hatte er sich als stilreicher und eleganter Kirchenbauer erwiesen, der ein besonderes Verhältnis zu den Formen der norddeutschen Backsteingotik besaß.

Der Bau der Bergkirche wurde dann 1877-79 unter der Leitung von Hans Grisebach vollendet und zeigte in Anlage und Gestalt das Bemühen, den Gedanken des Zentralbaues mit den Choranlagen rheinisch-katholischer Kirchen zu verbinden.

Grisebach war ein Vertreter der Schinkelschule und wurde nach Vollendung der Kirche mit dem Bau einiger Wiesbadener Villen betraut.

Das religiöse Leben der damaligen Zeit war erfüllt von den Ideen zu einer grundlegenden Reform des protestantischen Kirchenbaues, deren Ziel es war, Kanzel, Altar und Kirchengemeinde in eine größere räumliche und geistige Nähe zueinander zu bringen. Der Zentralbau, wie er sich im Laufe der baugeschichtlichen Entwicklung herausgebildet hatte, erschien hier als geeignete Form. Ein weiteres Element baulicher und kirchlicher Erneuerung wurde in den großartigen mehrchörigen Kirchenanlagen gesehen, die der rheinische Katholizismus im Lauf einer langen Entwicklung geschaffen hatte. In der Verbindung beider Elemente sah der zeitgenössische Protestantismus die Möglichkeiten zu Reform und größerer Glaubenstiefe.

Heute gilt die Bergkirche als krönender Juwel des Stadtviertels, welcher uns mit seinen zierlichen Formen und dem vielgestaltigen Blendstein viel von den Menschen der kaum widerbringlichen Kunst damaligen Handwerks erzählt.

Im Jahre 1905 baute Reitlehrer Weiß auf dem rückwärtigen Gelände des Hauses Saalgasse 36 eine Reithalle mit fünfhundert Tribünenplätzen und Stallungen für achtzig Pferde. Er folgte darin einer englischen Sitte und entsprach darin einem Bedürfnis, die Freude am Reiten mit den zunehmend beschränkteren Wohnverhältnissen zu verbinden, denn Wiesbaden befand sich zur Zeit der Erbauung des Tattersalls auf dem Wege zur Großstadt.

Im Laufe der folgenden Zeit wandelten sich die Bauformen rasch von der noblen Gestaltung des Spätklassizismus über den preußischen Rohziegelbau mit der Lebendigkeit seiner warmtonigen Farben zum Jugendstil um 1900 und sind damit ein treues Spiegelbild des jeweiligen Geschmacks und der architektonischen Haltung.

Weiterführende Quellen zum Bergkirchenviertel:

- Th. Schüler: Die Umgestaltungen der Stadt Wiesbaden in der Neuzeit, Tgbl. 1890/91 in 18 Forts.
- K. Urban: Die bauliche Entwicklung Wiesbadens, Tgbl. 1937 in 17 Forts.
- C. Weiler: Geschichte und Kommunalpolitik der Stadt Wiesbaden 1963.
- W.-H. Struck: Wiesbaden in der Goethezeit, 1979
- W.-H. Struck: Wiesbaden im Biedermeier 1981
- B. Bubner: Wiesbaden, Baukunst und historische Entwicklung, 1983.
- Chr. Spielmann: Die Entwicklung Wiesbadens im XIX. Jahrhundert, Tgbl. 1900/1900 in 3 Forts.
- Chr. Spielmann und J. Krake: Die Entwicklung des Weichbildes der Stadt Wiesbaden seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, 1912.